



Bekenntnisse eines Asylanten

Aus der Selbstbiographie des Karl Heinz Kohl

Vor einigen Tagen fragte ich August Breuer, ob er sich noch an den Rechnungsführer der Bleizeche, an Karl Heinrich Kohl erinnern könnte. August Breuer, der sich nicht lange zu überlegen brauchte, antwortete: „Dat woahr sonne schmahle hagere Purring* met nem grihse Spitzbart.“ (*mundartlich für „Wurm“)

Weitere Nachforschungen bestätigten diese lakonische Personenbeschreibung. Dazu erfuhr ich von Otto Frohnhoff am Löken, dass Karl Heinrich Kohl zuletzt in einem der Beamtenhäuser am Zechenplatz gewohnt und sich oft mit seinem Vater unterhalten habe, denn fast täglich kam er am Löken vorbei, da er für die Zechenverwaltung im Dorf die Post abholen musste (die Postagentur befand sich damals im heutigen Geschäftshaus Zurlo). Auch Peter Holtschneider, dessen Vater zur damaligen Zeit die Agentur betreute, weiß von Karl Heinrich Kohl zu berichten. Kohl genoss nicht nur das Vertrauen seiner Vorgesetzten; auch die Lintorfer ließen ihn gelten, schätzten ihn sogar. Viele nannten ihn zwar den „Klömkesmann“ oder „Klömkeskohl“, doch nicht, um ihn zu verletzen oder sich über ihn lustig zu machen. Kohl, der Kinder sehr gern hatte, beschenkte sie häufig mit Bonbons und anderen Süßigkeiten.

Der Rechnungsführer Kohl war am 27. Febr. 1816 in einem Vorort Dresdens als Sohn achtbarer und wohlhabender Eltern geboren. Aber Trunksucht, der er bereits als junger Mann verfallen war, vernichtete seine bürgerliche Existenz und stieß ihn allmählich immer tiefer in den Abgrund des Elendes und der Verkommenheit. Er machte schließlich die Bekanntschaft mit dem Gefängnis und trieb sich jahrelang als Obdachloser, als Vagabund und Bettler umher. Eines Tages tauchte er in Lintorf, im Asyl, auf. Jedoch nur kurze Zeit blieb er. Er entfloh, ergab sich wieder seinem alten Laster und schien nun endgültig verloren zu sein. Da, völlig verzweifelt, kehrt er noch einmal nach Lintorf zurück und bittet den damaligen Pfarrer Hirsch, ihn noch einmal aufzunehmen. Und in der Tat, das unerwartete geschieht: Kohl wird geheilt und einem neuen Leben zugeführt. Nichts so Außergewöhnliches, wird man erwidern, da ja manche Insassen das Asyl als geläuterte Menschen und nützliche Mitglieder der Gesellschaft verlassen haben. Kohl war aber besonders tief gesunken, hoffnungslos tief, das hatte er selbst bekannt, nachdem er in Lintorf längst wieder eine respektable, bürgerliche Stellung errungen und als fleißiger und gewissenhafter Beamter der Zeche tätig war. Dieser Lebensbericht, durch seine schonungslose Wahrheitsliebe ein erschütterndes Dokument menschlicher Unzulänglichkeit, wird uns auch heute noch recht nachdenklich stimmen. Kohl vollendete seine Selbstbiographie 1892. Sie erschien dann, bald nach seinem Tod, in Herford (1901) unter dem Titel: „Endlich brach das harte Joch.“ Dieser Titel stammt wahrscheinlich von Friedrich Kruse, der zu den ungeschminkten Bekenntnissen des früheren Asylisten auch ein kurzes Vor- und Nachwort schrieb.

Wir geben aus der Selbstbiographie jenen Abschnitt wieder, in dem Kohl von seiner Rückkehr nach Lintorf erzählt: „Dort musste ich Rettung finden, war mein steter Gedanke“.

Weihnachten 1884 feierte ich in Bischofswerda in einer Bettlerherberge. Bei Groosenhain wurde ich mit einem anderen Strolch arretiert, musste 14 Tage ins Gefängnis, wo mein Geschick in der Anfertigung von Briefumschlägen Staunen-erregte. Dadurch verdiente ich einige Mark und ein Paar Stiefel. Von dort entlassen, machte ich noch einen Besuch in Dresden, erhielt vom Grafen V. v. E. drei Mark. um in eine Arbeiterkolonie zu gelangen und verließ Dresden mit dem Vorsatz, abermals nach Lintorf zu gehen. da ich nur dort noch Rettung erhoffte; ich betete unaufhörlich, Gott möge mich dahin gelangen lassen; dort musste ich Rettung finden. das war mein steter Gedanke. Ich schlief in größter Kälte im Freien, in Strohfeimen, in Scheunen usw. nur in





Leipzig blieb ich zwei Nächte im Asyl für Obdachlose. Da Kälte und Schnee zunahmen, suchte ich die Arbeitskolonie Seyda bei Wittenberg auf. In der Gegend von Schmiedefeld verirrte ich mich abends im Walde, fand erst nachts 12 Uhr die Straße wieder und kam ganz erstarrt in denselben Gasthof zurück. den ich am Morgen verlassen hatte und schlief abermals in einem kalten Stall. Die Stiefel waren durchlöchert, ich fast mit bloßen-Füßen im Schnee. Nach mehreren Nachtlagern in Verpflegungsstationen kam ich endlich nach Seyda, wurde hier aufgenommen, erhielt neue Wäsche und Stiefel und arbeitete bis Anfang Mai fleißig beim Holzhackern und Urbarmachen des Waldes. Die ungewohnte harte Arbeit, bei der wir die ganze Zeit im Wasser stehen mussten, und das schwere Karrenschieben verursachten mir unerträgliche Kreuzschmerzen. Im Mai wurde ich mit einigen Mark Verdienst entlassen. Ich hatte mir vorgenommen, durch Kirschpflücken noch etwas Reisegeld zu verdienen, ging deshalb über Torgau, Leipzig bis Chemnitz zurück, wo ich in einer langen Kirschenallee durch Rufen, Schreien und Händeklatschen die Stare verscheuchen sollte. Aber der Kirschenpächter entließ mich bald mit 20 Pfennig, da ich ihm nicht genug schreien konnte. Noch einmal, und zwar im Altenburgischen, hatte ich unter den Kirschen kein Glück. Obwohl ein Kirschenpächter mich warnte, „wenn Sie noch keine gepflückt haben, werden Sie es nicht lange aushalten“, gab ich mich doch an die Arbeit, aber ich fiel bald von der Leiter und musste ohne Verdienst abziehen.

Jetzt nach Lintorf, dachte ich wieder. Im August kam ich durchs Lippische nach Westfalen: da ich von Pastor Bodelschwingh sehr viel Gutes gehört und gelesen hatte, klopfte ich in Wilhelmsdorf an. Aber als Sachse wurde ich wegen Überfüllung der Arbeiterkolonie abgewiesen, durfte aber einen Tag dort rasten. mich satt essen und im Notquartier schlafen. Dann wanderte ich -weiter über Barmen, Elberfeld meinem Lintorf zu, wurde aber zuvor noch zweimal je drei Tage wegen Bettelns eingesperrt. Je näher ich Lintorf kam, desto mehr sank mein Mut und meine Hoffnung, dass ich noch einmal aufgenommen werde. Mehrmals bis ans Pfarrhaus gelangt, wich ich immer wieder zurück. Nachdem ich eine Nacht im nahen Walde gelegen, weckte mich das Geläut der früher oft selbst geläuteten Kirchenglocken: Ich bildete mir ein, sie riefen mich. und ich nahm mir vor, sofort zu Pastor Hirsch zu gehen. Als ich ihn aber im Talar am Fenster stehen sah, überfiel mich wieder Angst und Scham, und ich ging nach Duisburg, wo ich abends den früher im Lintorfer Asyl getroffenen Hausvater Haase (denselben, der 1851 zusammen mit dem seligen Pastor Diedrich die Asylarbeit begonnen hat) um ein Nachtquartier bat. Er brachte mich in der nahen „Herberge zur Heimat“ zur Ruhe, schenkte mir auch beim Abschied am nächsten Morgen ein reines Hemd, welches ich in einem Kornfeld mit meinem schmutzigen und abgetragenen vertauschte. Ich wanderte aufs Neue auf Lintorf zu, dieselbe Bangigkeit im Herzen. Da führte mich im nahen Rahm der Weg dem Ortspolizisten entgegen, der mich, da ich tags zuvor gebettelt hatte, sofort festnahm, zum Bürgermeisteramt Angermund brachte, von wo ich auf Befehl des Bürgermeisters dem Amtsgericht in Ratingen zugeführt werden sollte. Inständigst bat ich, mich im nahen Lintorf zu Pastor Hirsch zu führen. Nach langem Bitten gestattete dies der Bürgermeister mit dem Befehl, mich nach Ratingen zu bringen, falls ich von Pastor Hirsch nicht aufgenommen werden sollte. Und in der Tat, im Pfarrhaus wurde ich nach den 10 Jahren seit meiner letzten Abreise und trotz meines elenden Zustandes sofort erkannt. Pastor Hirsch übernahm es, mit meinen alten Gönnern in Dresden in Briefwechsel zu treten. Einstweilen könne ich bleiben. Es war am 17. September 1885. Ich war geborgen, ich war gerettet. Acht Tage bebte ich noch in bangen Zweifeln. ob ich für längere Zeit bleiben könne, da hörte ich, dass die Dresdner Wohltäter wieder für mich eintreten wollten. Wie jubelte und dankte ich Gott und nahm mir vor, gegen Gott und gute Menschen mich recht dankbar zu erzeigen! Bald erholte ich mich und suchte in emsiger Tätigkeit die ausgestandenen Beschwerden und Leiden zu vergessen. Pastor Hirsch hatte viel schriftliche Arbeiten für mich, ich übernahm den Küsterdienst in der Kirche, wo ich mich oft am Altar auf die Knie warf und Gott um Kraft bat. Dann übernahm ich die Pflege des Pfarrgartens, der ich mich mit großer Lust widmete, verrichtete auch mancherlei häusliche Arbeiten im Pfarrhaus. Dabei wurde mir viel Freundlichkeit zuteil.





Gegenübersolchen meiner Mitpfleglinge, die häufig murren und klagen, machte ich es mir zur Lebensregel: „Genieß, was dir Gott beschieden, entbehre gern, was du nicht hast“ und „Arbeit ist das einzige Heilmittel für ein krankes Herz und für ein unruhiges Gemüt!“ Bei diesen Gedanken und der praktischen Ausübung meiner Grundsätze fühle ich mich bei der Erfüllung meiner Arbeiten fast immer glücklich. Nur der Gedanke, was nach Ablauf des Jahres werden solle, machte mich wieder bange. Pastor Hirsch hatte mir versprochen, sich um Arbeit und Stellung für mich zu bemühen, allein er hatte nur abschlägige Antworten erhalten. Trotzdem durfte ich auch nach Ablauf meines Jahres im Asyle bleiben, und ich bemühte mich, dafür dankbar zu sein, indem ich mich, wo Gelegenheit war, nützlich machte. Abermals war last ein Jahr vergangen, da zeigte sich eine Hoffnung. Pastor Hirsch öffnete mir bei der Direktion der damals still liegenden Lintorfer Erzbergwerke eine Tür. Da deren Direktor von mir aber Fertigkeit im Stenographieren wünschte, warf ich mich mit Eifer auf dieses in der Jugend zwar gelernte, später aber ganz vergessene Fach, indem ich die Abendstunden bis zur Nachtzeit zu meinen Studien benutzte. Im April 1887 hatte ich die große Freude, nachdem drei Probe-Arbeitstage zur Zufriedenheit verlaufen waren, die Zusage zu erhalten, dass ich wöchentlich mehrere Tage beschäftigt werden und bei der nahe bevorstehenden Wiedereröffnung des Betriebes möglichst berücksichtigt werden solle. Ein ganzes Jahr, bis 1883, musste ich noch auf die Erfüllung dieser Aussicht warten, während welcher Zeit ich fast in jeder Woche bei dem Direktor S. arbeitete, ohne dass mir die Versuchung nahe trat, die von demselben oft hinter Schränken und in Winkeln, vielleicht absichtlich für mich hingestellten halbgefüllten Bier und Weinflaschen anzurühren. Wie oft mir von meinem Prinzipal auch etwas angeboten wurde, ich schlug alles ab und blieb meinem ersten Vorsatz, keinen Tropfen mehr zu trinken, treu.

Im Mai 1888 wurde ich als Bürogehilfe mit einem Monatsgehalt von 75 Mark engagiert. Mit der mir für die schon geleisteten Arbeiten zuerkannten Renumeration konnte ich mein rückständiges Pflegegeld im Asyl begleichen. Jetzt verließ ich auf Verlangen der Direktion das Asyl und nahm in einem Privathause meine Wohnung.

Nun begann für mich eine große Tätigkeit; ich hatte die ganze Korrespondenz und die Lohnlisten zu führen, auch die Materialverwaltung zu besorgen. Bald erhielt ich Zulage, so dass ich im April 1889 in den Stand gesetzt war, Frau und Tochter von Dresden kommen zu lassen, nachdem ich eine geeignete Wohnung mit Gartenland für uns gemietet hatte. Bereits längere Zeit vorher hatte ich mich in den Ratinger Gabelsberger Stenographenverein aufnehmen lassen. An den allwöchentlichen Vereinsabenden trank ich, ohne mich um die gefüllten Gläser um mich her zu kümmern. Kaffee oder Mineralwasser, und wurde trotzdem bald einstimmig zum Vereinsvorstand gewählt.

Nach bald nötig werdender Anstellung mehrerer Bürobeamten wurde mir die Materialienverwaltung übertragen. Das Vertrauen meines Vorgesetzten ging so, weit, dass ich gewöhnlich die Betriebsgelder aus der Bank in Düsseldorf holen, Bestellungen und Einkäufe machen musste. Oft trat, wenn die Abschlüsse mit den Lieferanten gemacht waren, die Versuchung zum Bier, und Weintrinken an mich heran, die ich aber entschieden zurückwies.

Bald stieg mein Gehalt auf 135 Mark monatlich; dazu bekam ich eine große Dienstwohnung nebst Brand und Licht, sowie Garten zur Erbauung unseres Bedarfs an Kartoffeln und Gemüse.

Gott hat mir die Kraft gegeben, nun bald sieben Jahre lang meinem festen Vorsatz, keinen Tropfen Alkohol, nicht einmal in Gestalt leichten Bieres, zu mir zu nehmen, treu zu bleiben...





Die Achtung, die man mir hier, wo ich vor sieben Jahren als großer Lump und Bettler einzog zollt, ist mir eine größere Freude, als alles, was ich sonst gehabt habe oder haben könnte. Die Worte des Geh. Medizinalrates Dr. F. bei einer der vielen Entlassungen aus dem Dresdener Stadtkrankenhaus (ich glaube, ich war vierzehnmal darin) gellen mir noch in den Ohren: „Sie werden noch als Lump im Straßengraben sterben, und keine Träne wird um Sie geweint werden!“ ... „Ich hoffe, das wird nicht so sein ...“.

Diese Hoffnung betrog ihn nicht.

Karl Heinrich Kohl starb am 24. Februar 1901. In Lintorf fand er seine letzte Ruhestätte.

Theo Volmert

Aus der Selbstbiographie des Karl Heinrich Kohl

Auszug aus:

„Die Quecke“ Angerländer Heimatblätter Nr. 3 und 4 – April 1951

